

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 7 (1917)  
**Heft:** 50

**Buchbesprechung:** Neue Schweizer Bücher  
**Autor:** H.B.

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 06.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Grenerz. Porte St. Agathe.

Gemäldesammlung des Herrn Oberst Stodalper zu Brig befinden sich noch heute mehrere Werke von der Hand Mannharts.

Im Lande herum wurden Versammlungen abgehalten und nur Stodalpers Versprechen, sich nicht wie ein Souverän aufführen zu wollen, vermochte die neidische Partei zu beschwichtigen. Auch mußte er eidlich sein Vermögen angeben und jedem Zehnten eine bedeutende Summe bezahlen.

Noch blieb er Landeshauptmann, doch nicht für lange Zeit, denn nach einigen Jahren schon brach der Neid neuerdings aus gegen ihn und dieses Mal so stark, daß er mit seiner Familie über die Berge nach Domodossola fliehen mußte.

Geächtet von seiner Heimat, lebte er 7 Jahre in der Verbannung, während welcher Zeit die Stimmung im Wallis wieder zu seinen Gunsten umgeschlagen hatte. Als alter Mann kehrte er 1686 nach Brig zurück, nachdem er sich durch ein untertäniges Schreiben an den Landrat verpflichtet hatte, sich jeglicher Einmischung in politische Tagesfragen zu enthalten und kein Amt mehr annehmen zu wollen. Trotz des Verbotes des Landrates zog ganz Brig dem Heimkehrenden auf den Simphon entgegen und es war ein wahrer Triumphzug, der so recht gemacht war, den ehrwürdigen Greis allen Groll über die Undankbarkeit seines Vaterlandes vergessen zu lassen.

Stodalper hatte alle seine Söhne überlebt, als er 1691 im Alter von 82 Jahren starb. Draußen vor den Toren Brigs wurde er am 2. Mai in der Kirche zu Glis beigelegt.

Mit Recht wird er in der Geschichte des Wallis als „der große Stodalper“ bezeichnet. Als ein sehr weislicher und allseitig gebildeter Mann fühlte er sich zu Großem berufen. Es ist nur schade, daß er in einer Zeit lebte, die für seine Pläne nur wenig Verständnis zeigte und die, von kleinhem Parteihader getrübt, nichts Großes aufkommen ließ.

## Neue Schweizer Bücher.

I. „Am Moléson“. Vaterländische Erzählung von Hans Brugger. Verlag des Vereins für Verbreitung guter Schriften, Bern, 1917. —

Ein toter Dichter reicht uns da seine Weihnachtsgabe dar; dieses Geschenk mit einigen Dankesworten entgegenzunehmen, wird uns zur angenehmen Pflicht. — Dr. Hans Brugger, der verdiente bernische Schulmann, Gelehrte und Dichter, weilt schon seit dem 22. Oktober 1915 nicht mehr unter uns. Er hinterließ drei seine Bücher: zwei über Pilet de Rochemont, den Begründer unse er Neutralität, und dessen Freund Ph. Em. von Fellenberg, den Landwirt und Erzieher von Hofwil, und kürzlich ist nun auch sein nachgelassener Roman „Am Moléson“ im Buchhandel erschienen. — Mit Ergötzenheit laßen wir alle, die wir Hans Brugger im Leben kannten, sein „Moléson“-Buch. Wir fanden ihn hier wieder Zug für Zug: den sinnigen Poeten, dessen Herz in warmer Liebe zur Heimat schlug, den für Demo-

kratie und Freiheit begeisterten Idealisten, den gründlichen und gewissenhaften Geschichtsforscher und den feinen Stilisten. Wir wählten kein Buch aus der jüngsten Gegenwart zu nennen, das ein so helles, fleckenloses Dichterbild widerstrahlt wie „Am Moléson“.

Eine „vaterländische Erzählung“ nannte der Verfasser das Buch. Die Betonung liegt auf dem „vaterländisch“. Brugger hatte sich in seinem dichterischen Schaffen immer von seiner Liebe zur Heimat leiten lassen. Sie wurzelte in der vaterländischen Geschichte. Wir besitzen aus früheren Jahren historische Dramen und längere epische Gedichte von ihm, die alle irgendwie in Liebe zu den heimatischen Bergen emporbliden. Seine intimste Dichterliebe aber galt dem Moléson, dem Berg seiner Kinderzeit, seines Jünglingsjahrens, der poetischen Sehnsucht seiner Mannesjahre. Der Moléson schaute auf seine Jugendheimat herab; auf einem Hügel des Freiburgerlandes steht das Schulhäuschen, in dem sein Vater die Kinder der protestantischen Diaspora unterrichtete. Späterhin fand Brugger den Stoff zu seiner Doktorarbeit in der Lokalgeschichte der Gegend am Fuße des Moléson:

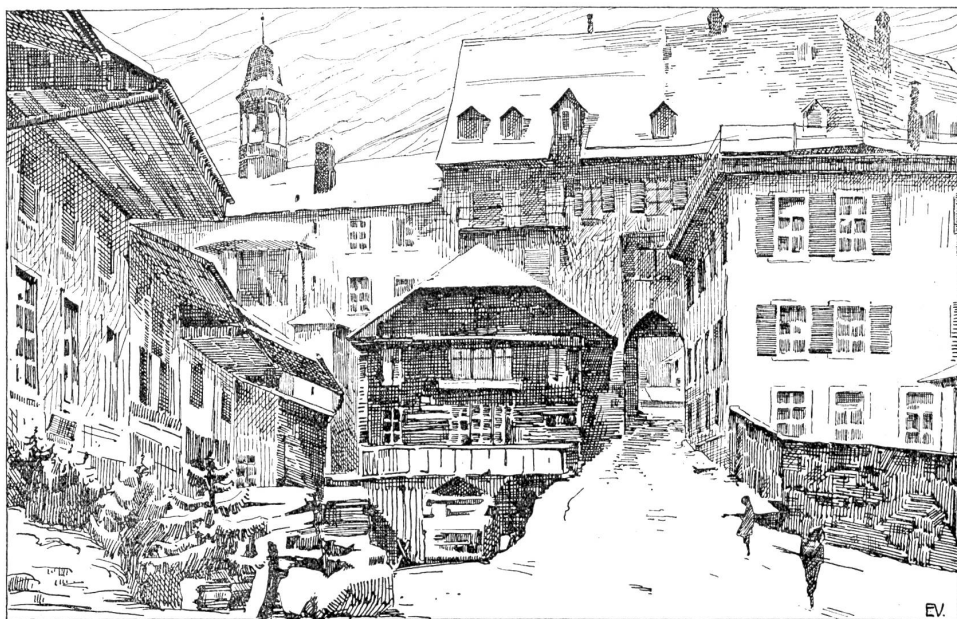
Peter Niklaus Chénau, ein Bauer und Maultierhändler von La Tour de Tréme, einem Dörfchen bei Bulle im Grenerzerländchen, ist mit Haus und Hof, mit Vieh und Alpbesitz reich beglückt; von Natur eine hohe, kräftige Gestalt und von demokratischem Geblüt, ist er zum Volkshüter wie geschaffen. Sein eigenmächtiger, etwas gewalttätiger Sinn bringt ihn bald in Konflikt mit der Regierung. Im Streit um einen Wald heßt er zur Eigenwehr gegen die „Gnädigen Herren“, wird gebüßt und gebannt. Seither ist er dem heimlichen Regiment in Freiburg bitter feind. Er schürt und agitiert gegen die Herren und wird Seele und Führer eines Aufstandes, der 1789 bei Anlaß der Aufhebung von überflüssigen Feiertagen unter dem unzufriedenen Landvolk gegen die Stadt losbricht. Doch der Putschversuch scheitert kläglich; die Berner Regierung schickt dem bedrohten Freiburger Patriziat ihre Dragoner zu Hilfe und diese treiben die Volksscharen mit ein paar Flinten- und Kanonenschüssen auseinander. Die Räubersführer werden flüchtig, Chénau wird von einem Verräter ermordet, sein Leichnam vom Henker geviertelt und sein Kopf überm Stadttor aufgehängt. Die Geflüchteten, unter ihnen der Grenerzer

Advokat Castella und der junge Arzt Thorin aus Bulle, kehrten 1798 mit den Franzosen in die Heimat zurück. Dies ist der „Chenaux-Handel“, wie er in den Geschichtsbüchern steht.

Schon den jungen Historiker, der nebenbei eifrig Verse schmiedete, hatte das Rein-Menschliche an der Gestalt des Grenerzer Volksführers stark interessiert. Der Chenaux seiner Dissertation ist von der Sympathie des Dichters bestrahlt, vielleicht mehr, als dem Chenaux gehörte, der ein Realpolitiker war, wie die meisten Volksaufwiegler es sind. Es liegt aber eine edle Tragik in jeder gescheiterten Volkserhebung, die je und je die Dichter angezogen hat. Ein Beweis dafür liegt in den epischen und dramatischen Versuchen, die Psychologie z. B. eines Niklaus Leuenberger, eines Davel und Henzi festzuhalten, deren die Schweizer Literatur viele kennt.

Das demokratische Fühlen, das dem Schweizer im Blute liegt, hieß auch Hans Brugger den Rebellen Chenaux idealisieren, ihn zum Dulder und Helden machen, der unsere Achtung und unser warmes Mitleid verdient. Sein Chenaux ist kein Volksaufwiegler gewöhnlicher Art; er ist vielmehr ein Freund und Beschützer der Schwachen, ein Mann der Gerechtigkeit, der anderer Leute Unrecht auf sich nimmt und für sie einsteht gegen die Gewalttaten der Heimplünder und ihrer Gefolgschaft. So wird er unbewußt in den Mittelpunkt des Geschehens gerückt, vom Schicksal geküßt, zur Führerrolle emporgehoben und schuldlos in tragische Tiefe gestürzt.

In architektonisch schöner Dreiteilung hat der Dichter den Stoff aufgebaut. Der Roman teilt sich in drei Bücher. Im ersten, im „Buch Colin“, hebt eine milde sonntägliche Hergensgeschichte an. Colin, der Meistertknecht des Chenaux-Hofes, ein prächtiger, treuer Bursche, liebt Marietta, die tüchtige, feine Tochter Chenaux. Ihre Herzen finden sich bei Anlaß des wunderschön erzählten Abend nach der Aelpler-Filbe auf Bliane, der stimmungsvoll mit dem Ranz des Vaches, dem Grenerzer Heimwehlied, austönt. Der strenge väterliche Wille verjagt dem Meistertknecht die Tochter. Dieser nimmt seinen Abschied vom Hofe und geht, vom Landvogt verfolgt, in fremde Kriegsdienste. Das „Buch Chenaux“ sodann rückt die Gestalt des Helden in den Vordergrund und erzählt in epischer Ausführlichkeit und mit all den romantischen Details, die einer Verschwörungsgeschichte nicht fehlen, den Aufstand und sein Ende. Der Leser hat hier das Gefühl fast absoluter historischer Treue. Der Dichter und der Historiker haben sich hier aufs Schönste in die Hände gearbeitet. Da entdeckt man keine faden-scheinigen Stellen im historischen Kleid, bei denen die Gegenwart hervorguckt. Die Sprache des Dichters, die im ersten Buche oft jubelnde Töne gefunden, um die Schönheit der Berge zu bejagen, ist im zweiten Teil gemessen, ruhig und berichtend, wie es dem historisch reinen Stil geziemt. Es liegt eine stille Trauer, die die Affekte verpönt, auf dem Buche. Es löst sich hier alles Polemische in gerechte Beurteilung, alle Leidenschaftlichkeit in stille Anteilnahme auf. Wohl blutet dem Dichter das Herz, wenn er von Chenaux Schande erzählt; aber der Glaube an die gerechte Sache dämpft den Haß und die Rachegefühle zum stillen Glauben herab.



Gregerz. St. Germain.

Das „Buch Thorin“, der letzte Teil, bringt dann die Lösung. Historische und poetische Gerechtigkeit sind hier zum reinsten Ausklang verschmolzen. Colin, der Verbannte, stirbt im Kampfe mit dem jungen Macconnens, dem Landvogtssohn. Die Revolution wird sein Rächer. Im Schweizerklub in Paris spielt sich der Vorkampf dazu ab. Der junge Karl Thorin, auch ein Vertriebener, wird Erbe seines Heimatfreundes. Er kehrt zwar als Begnadigter schon vor dem Einmarsch der Franzosen nach Hause zurück und gewinnt die Hand der Marietta. Fast scheint es, als könnte der Dichter den Heimlichen verzeihen. Aber Chenaux' Blut erhält noch Genugtuung. Sie wird ihm in dem Momente, da sein Enkel den Freiheitsbaum auf dem Schloßplatz in Bulle bejubeln darf.

„Am Moléson“ ist eine ausgesprochene historische Erzählung. Und doch liegt das Schwergewicht nicht auf der geschichtlichen Form, sondern auf dem Geist der Poesie, der durch dieses Buch weht. Alles Geschehn wird zusammengehalten durch ein wundervoll herausgearbeitetes Lokalkolorit. Ob auch der Schauplatz der Handlung sich verschiebt, im zweiten Buch das ganze Freiburgerländchen umfaßt und im letzten Teil an das Gestade des Genfersees und nach der Weltstadt Paris reicht, immer und überall blüht das graue Felsenhaupt des Moléson, gleich einer Mahnung zur Heimatliebe in das Geschehen herab, und so bildet die Landschaft den diskreten Rahmen, der die Romanteile zum kunstvollen Ganzen zusammenschließt.

Und mit welcher Hingebung und Liebe ist diese Landschaft geschildert! Mit schier nachprüfbarer Gewissenhaftigkeit nennt und schildert der Dichter Weg und Steg, auf denen seine Gestalten wandeln. Die Dörfer und Städtchen des lieblichen Grenerzerländchens werden uns vertraut, wie eine Heimat; die Felsenhäupter, die überall heruntergucken, grüßen uns wie alte Bekannte. Den Höhepunkt erreicht diese poesiedurchwobene Realistik in der Lokalschilderung im ersten Kapitel des „Chenaux“-Buches. Diese Partie ist zugleich ein Beispiel guter indirekter Darstellung, wie wir sie nur bei den besten Dichtern finden. Während Chenaux seinen Ritt tut ins Charmental, erlebt der Leser die ganze eindrucksvolle Romantik des Tälchens: Auf dem Holzsteg dröhnt der Hufschlag; der Reitweg geht steil durch einen Föhrenwald empor. „Hoch über den Wipfeln“, heißt es weiter, „ragt aus dünnen Nebelföhren eine Ruine. In

Bälde hob sich ein Wehrturm von Monsalvens in die Bläue des schönsten Wintermorgens“ . . . „Der Reiter hatte jetzt die Höhe von Monsalvens erstiegen. In reinstem Schneeglänze schimmerten die Hänge und Klüfte links und rechts. Schon überflüßte die Morgenröte die höchsten Spitzen der Berge.“ Nach stundenlangem Ritt erreicht Chenaux das westabgelegene Hochtäldchen von Jaun . . . „Links ragten die Felsen der beiden Schopfenpitzen und der Körblifluch. Rechts war das Gebirg mannigfaltiger gestaltet, Täldchen öffneten sich mehrmals mit Bächen, die man dort wie spanisch als Rios bezeichnet. Und hinter der Flucht dieser Täldchen türmten sich felsig mächtige Berggestalten auf, erst die edle Pyramide der Dent de Brenleire, dann die Zaden und Zinken und Wände der Gastlosen, an denen der Schnee nicht haften kann, die jahraus jahrein in gleicher Wildheit trohen. Unterhalb der Flühe bekleideten verschlafene, mit Schneelast beschwerte Tannenwälder die Hänge. Halbjahme Gemsen setzten über den Weg. Da und dort schaffte ein Hirt Dünger aus einem Stadel. Es war ein stundenlanger, einsamer Ritt. Endlich guckte hinter einem schrägen Schneerücken der Sonnenhalde ein niedriger, schindelbedeckter Kirchturmhelm hervor. Am Fuß der Schattenhalde rauschte ein Wasserfall und klapperte dicht daneben eine Sägmühle. Zur Linken, an den Berg gelehnt, lag das schmucke Jaun, das einzige Bergdorf im Grenerzerland, dessen Bewohner deutsch sprechen.“

Zu dieser meisterhaften Behandlung des Lokalen kommt ein unerschöpflicher Reichtum an folkloristischen Einzelheiten, die wie Maienduft und Blumengeranke in der Erzählung eingeflochten sind. Wir nehmen teil an einer alten Trümmern in Bulle, steigen mit Colins Senntum auf die schöne Alp Pliane auf dem Rücken des Moléson, sehen ihn dort rüstig mit dem Milchgeschirr hantieren, hören die schönsten Alpsagen des Grenerzerländchens erzählen, erleben einen Aelplerjontag mit Tanz und Schwinget und jene Sommernacht beim Hirtenfeuer, wo unbewußt, wie ein Nachklang aus uralter Germanenzeit, heilige Andachtsgefühle in uns aufsteigen. Wir machen den St. Denismarkt mit und den Tanz im „Schwert“ und späterhin die „Benichon“ (Kirchweih) von Grandvillars mit ihrem interessanten Brauch, da das hübscheste und tugendhafteste Mädchen des Dorfes das Brot des heiligen Antonius auf dem Kopf zur Kirche trägt usw. usw.

Hans Bruggers Kunst ist Heimatkunst in des Wortes schönster Bedeutung. „Am Moléson“ ist nicht nur eine Erzählung schlechtweg, sondern eine eigentliche Heimatkunde, in die auch der poetische Geist der Landschaft miteingefangen ist. Ueber die Grenzen dieses Begriffes hinaus ist das Buch ein Kunstwerk, an dem nicht zuletzt die Menschen interessant sind. Sie sind des Dichters eigene Erfindung, Geist von seinem Geist. Chenaux' trohiger Freiheits- und Gerechtigkeitsinn gemahnt an Michael Kohlhaas; er ist wie jener ein Selbsthelfer gewesen; wir können ihm aber unsere Sympathie nicht versagen. So hatte auch Hans Bruggers Herz für die Sache der Freiheit und der Demokratie gegläht; nicht umsonst schwebt der Geist J. J. Rousseaux, seines Lieblingsphilosophen, so sichtbarlich über seinem Grenerzerland. Und dann die schlichte Tüchtigkeit seines Colins und seiner Marietta: er schuf sie aus seinem Herzen heraus; die Marietta hat ihm im Leben wohl ganz nahe gestanden, so wie er ja auch für den feingebildeten Doktor Thorin und den ehrlichen Vater Jungo und andere Gestalten Vorbilder aus seinem Leben benutzte. Die Sphäre der Treue und Gewissenhaftigkeit, der seelischen Reinheit und Schönheit aber, die über dem Buche leuchtet, die sich zum Beispiel auch in der mimosenhaft-diskreten Behandlung alles Erotischen dokumentiert, sie stammt aus Hans Bruggers ureigenstem Wesen. Und weil in diesem Wesen eine vorbildliche Kraft ruht, wie sie nur selten aus Unterhaltungsbüchern herauswirkt, so ist „Am Moléson“ ein Volksbuch, das die weiteste Verbreitung verdient; sie

ist ihm gewiß auch durch seinen fabelhaft billigen Preis von 60 Cts. gesichert. Doch so sehr uns diese Tatsache freut, so sehr müssen wir bedauern, daß die Ausstattung so armförmig ausgefallen ist. Wir hoffen, der Verlag werde dem Werke eines Tages das gelbe Armeleute-Röcklein ausziehen und es in einem feinem inneren Wesen und Gehalte würdigen schmucken Gewande neu ins Land hinausschicken. Diese Ehre hätte der Verfasser, der uneigennützig das Manuskript verschenkte, in hohem Maße auch verdient. H. B.

## Eine sonderbare Wirtszeche.

Von J. B. Hebel.

Manchmal gelingt ein mutwilliger Einfall, manchmal kostet's den Rod, oft sogar die Haut dazu. Diesmal aber nur den Rod. Denn obgleich einmal drei lustige Studenten auf einer Reise keinen roten Heller mehr in der Tasche hatten, alles war verjubelt, so gingen sie doch noch einmal in ein Wirtshaus und dachten, sie wollten sich schon wieder hinausheilen und doch nicht wie Schelmen davonschleichen, und es war ihnen gar recht, daß die junge und artige Wirtin ganz allein in der Stube war. Sie aßen und tranken guten Mutes und führten miteinander ein gar gelehrtes Gespräch, als wenn die Welt schon viele tausend Jahr alt wäre und noch ebensolang stehen würde, und daß in jedem Jahr, an jedem Tag und in jeder Stunde des Jahres alles wieder so komme und sei, wie es am nämlichen Tag und in der nämlichen Stunde vor sechstausend Jahren auch gewesen sei. „Ja,“ sagte endlich einer zur Wirtin — die mit einer Stiderei seitwärts am Fenster saß und aufmerksam zuhörte — „ja, Frau Wirtin, das müssen wir aus unsern gelehrten Büchern wissen.“ Und einer war so fest und behauptete, er könne sich wieder dunkel erinnern, daß sie vor sechstausend Jahren schon einmal dagewesen seien, und das hübsche, freundliche Gesicht der Frau Wirtin sei ihm noch wohlbekannt. Das Gespräch wurde noch lange fortgesetzt und je mehr die Wirtin alles zu glauben schien, desto besser ließen sich die jungen Schwentfelder den Wein und Braten und manche Brezel schmecken, bis eine Rechnung von 5 fl. 16 fr. auf der Kreide stand. Als sie genug gegessen und getrunken hatten, rückten sie mit der List heraus, worauf es abgehehen war.

„Frau Wirtin,“ sagte einer, „es steht diesmal um unsere Baken nicht gut, denn es sind der Wirtshäuser zu viele an der Straße. Da wir aber an Euch eine verständige Frau gefunden haben, so hoffen wir als alte Freunde hier Kredit zu haben, und wenn's Euch recht ist, so wollen wir in sechstausend Jahren, wenn wir wiederkommen, die alte Zeche samt der neuen bezahlen.“ Die verständige Wirtin nahm das nicht übel auf, war's vollkommen zufrieden und freute sich, daß die Herren so vorlieb genommen. Zu gleicher Zeit aber stellte sie sich vor die Stubentüre und bat, die Herren möchten nur so gut sein und jetzt die 5 fl. 16 fr. bezahlen, die sie vor sechstausend Jahren schuldig geblieben seien, weil doch alles schon einmal dagewesen sei, wie es wieder komme. Zum Unglück trafen der Vorgesetzte des Ortes mit ein paar braven Weibern in die Stube, um miteinander ein Glas Wein in Ehren zu trinken. Das war den gefangenen Vögeln gar nicht lieb. Denn jetzt wurde von Amts wegen das Urteil gefällt und vollzogen: Es sei aller Ehren wert, wenn man sechstausend Jahre lang geborgt habe. Die Herren sollten also augenblicklich ihre alte Schuld bezahlen oder ihre noch ziemlich neuen Ober Röcke in Verpfand geben. Dies letzte mußte geschehen, und die Wirtin versprach, in sechstausend Jahren, wenn sie wiederkommen und besser als jetzt bei Baken seien, ihnen alles, Stück für Stück, wieder zuzustellen.

Dies ist geschehen im Jahr 1805 am 17. April im Wirtshause zu Segringen.